

8 »Aber Du musst schreiben«

Epistemische Gerechtigkeit durch kollaboratives Publizieren mit Fluchtmigrant*innen?

Martina Blank

8.1 Einleitung

»I think it is obviously an essential attribute of personhood to be able to participate in the spread of knowledge by testimony and to enjoy the respect enshrined in the proper relations of trust that are its prerequisite. A culture in which some groups are separated off from that aspect of personhood by the experience of repeated exclusions from the spread of knowledge is seriously defective both epistemically and ethically. Knowledge and other rational input they have to offer are missed by others and sometimes literally lost by the subjects themselves.« (Fricker 2007: 58–59)

»Als Martina mir vorschlägt, dass wir über meine Wohnsituation in Frankfurt schreiben, bin ich sofort dabei. Ich möchte davon erzählen. Nach über vier Jahren in Frankfurt habe ich jetzt endlich seit kurzem eine eigene Wohnung. Wenn ich daran denke, wie viele Jahre ich im Flüchtlingsheim gewohnt habe, wie mein Tag war, das ist unglaublich. Das war echt hart. Und noch bin ich nah genug dran, um davon zu erzählen. In einem Jahr oder so interessiert mich das Thema hoffentlich gar nicht mehr. Aber bis jetzt trage ich es mit mir herum und ich möchte, dass andere wissen, wie es ist.« (Blank/Hannes 2021: 285)

Im Januar 2019 erhalte ich eine E-Mail von einem Kollegen. Er und andere Humangeograph*innen, die sich mit dem »Recht auf Stadt« beschäftigen, planen eine gemeinsame Publikation über Frankfurt als »Stadt für alle?!« (Betz et al. 2021). Sie beabsichtigen, ein Buch zu veröffentlichen, das sich an eine breitere

städtische Öffentlichkeit wendet und akademisches Wissen mit den alltäglichen Kämpfen um das Recht auf Stadt verknüpft. Die Herausgeber*innen laden mich ein, über die Wohnsituation von Asylbewerber*innen in Frankfurt zu schreiben. Ich freue mich, dass sie die Situation von Fluchtmigrant*innen einbeziehen wollen, und auf den ersten Blick scheint es auch nur konsequent, mich zu fragen. Zu diesem Zeitpunkt stecke ich mitten in einem Forschungsprojekt zu Räumen des Asyls, in dessen Rahmen ich mich u.a. mit kommunaler Flüchtlingsunterbringung beschäftige. Doch sofort drängt sich das wohlbekannte Problem der Repräsentation im wissenschaftlichen Schreiben auf: Wenn dieser Text über die Lebenssituation von Asylbewerber*innen informieren soll, warum sollte ich ihn schreiben und nicht eine betroffene Person?

Wissen ist Träger von Macht und unterschiedliche Formen des Wissens tragen und stabilisieren oder destabilisieren dadurch spezifische Machtverhältnisse (Foucault 1973, 1974). Feministische und postkoloniale Forscherinnen gehörten zu den ersten, die die »Situiertheit von Wissen« (Haraway 1988) betonten und sichtbar machten, wie koloniale und patriarchale Machtverhältnisse in hegemoniale Wissensformen eingebettet sind, die durch ihren Anspruch auf Neutralität und Objektivität als universell verschleiert werden (Said 1979; Spivak 1988). Der damit ausgeübten »epistemischen Gewalt« (Spivak 1988) begegnen dekoloniale Theorien mit dem Imperativ einer umfassenden Dekolonisierung des Wissens (Chakrabarty 2000; Mignolo 2007, 2009; Quijano 2007).

In der moralphilosophischen Debatte zu »epistemischer Gerechtigkeit« (Fricker 2007; Kidd/Medina/Pohlhaus 2017) liegt der Fokus stärker auf den einzelnen, zum Schweigen gebrachten Subjekten. Epistemische Ungerechtigkeit wird dabei verstanden als »jenes Unrecht, das Jemandem speziell in seiner*ihre Fähigkeit zum Wissen zugefügt wird« (Fricker 2007: 1, Übersetzung der Autorin [Ü.d.A.]). Das Konzept der epistemischen Gerechtigkeit unterstreicht damit nicht nur die Notwendigkeit, verschiedene Perspektiven als Wissen anzuerkennen und einzubeziehen, sondern stellt gleichzeitig eine Reihe von Verteilungsfragen:

»Who has voice and who doesn't? Are voices interacting with equal agency and power? In whose terms are they communicating? Who is being understood and who isn't (and at what cost)? Who is being believed? And who is even being acknowledged and engaged with? Epistemic injustice refers to those forms of unfair treatment that relate to issues of knowledge, understanding, and participation in communicative practices.« (Pohlhaus/Medina/Kidd 2017: 1)

Bestrebungen hin zu mehr epistemischer Gerechtigkeit richten sich also auf eine Umverteilung von Wissensautorität. Und Wissenschaft ist eine solche Autorität (Grasswick 2017). Damit stellt sich auch die Frage, wie die Umverteilung wissenschaftlicher epistemischer Macht aussehen könnte.

Der vorliegende Artikel möchte einen Beitrag zur Beantwortung dieser Frage leisten, indem er den durch die oben genannte Einladung angestoßenen Prozess reflektiert, zusammen mit einer Person aus meiner Feldforschung, genauer: einer Bewohnerin einer Sammelunterkunft für Geflüchtete, einen Artikel zu schreiben und zu veröffentlichen. Er gründet in einem Forschungsprojekt zur Produktion von Räumen des Asyls, das ich von Oktober 2017 bis Dezember 2020 durchführte. Ziel des Projekts war es herauszufinden, wie das europäische Grenzregime durch die soziale Produktion von Raum alltäglich in Städten ausgehandelt wird. Zu diesem Zweck führte ich eine ethnografische Regimeanalyse (Hess/Tsianos 2010) in Frankfurt a.M. durch. Zugang zum Feld fand ich durch meine Mitarbeit in einer ehrenamtlichen Willkommensinitiative. Mein an der *Grounded Theory* (Bryant/Charmaz 2007) und der Situationsanalyse (Clarke 2005) orientierter Zugriff sowie die implementierten ethnografischen Methoden ermöglichten es mir, ein Verständnis des Feldes zu entwickeln, das so nah wie möglich an der Alltagspraxis der Beteiligten orientiert war (Müller 2013). Gleichzeitig dienten mir Ethnografie und Situationsanalyse als Methoden, meine Situiertheit im Feld zu reflektieren (Browne/Bakshi/Law 2010; Clarke 2005; Rose 1997), d.h. wie meine eigene Perspektive und die Praktiken und Selbstdarstellungen der anderen beteiligten Akteure mit meiner Position als weibliche deutsche akademische Ehrenamtliche und den im Feld eingebetteten Machtverhältnissen zusammenhingen. Um meine persönliche Verstrickung mit den Themen meiner Forschung zu reflektieren, wurde ich außerdem von einer professionellen Supervisorin betreut. Während ich aber mit der Ehrenamtsinitiative, über die ich ins Feld kam, eine sehr gut entwickelte, horizontale Forschungsbeziehung etablieren konnte, gelang mir dies mit den Fluchtmigrant*innen im Feld aus verschiedenen Gründen weniger gut. Als mich die oben erwähnte E-Mail erreichte, beschloss ich deshalb, diese Gelegenheit zu nutzen, auch Fluchtmigrant*innen auf eine stärker partnerschaftliche Weise an der Wissensproduktion zu beteiligen.

Im Folgenden werde ich über die Bedingungen, Herausforderungen, Probleme und Chancen des gemeinsamen Publizierens mit Personen aus dem Feld am Beispiel des entstandenen Artikels (Blank/Hannes 2021) reflektieren. Die besondere Situation von Fluchtmigrant*innen und die vergleichsweise fortgeschrittene Diskussion zu ethischen Forschungspraktiken im Bereich

der Fluchtforschung machen das Feld zu einem interessanten Fall für Debatten über das Teilen epistemischer Macht durch kollaborative Forschung. Bevor ich daher im übernächsten Abschnitt den konkreten Prozess beschreibe und analysiere, möchte ich zunächst einen Überblick über die besonderen Anforderungen partizipativer Forschung mit Fluchtmigrant*innen geben.

8.2 Mit Fluchtmigrant*innen epistemische Macht teilen

Personen aus dem Feld als Partner*innen in wissenschaftliche Studien miteinzubeziehen, ist selten vollständig umsetzbar (vgl. Nimführ/Blank 2023). Bestehende Hierarchien machen partizipative Forschungspraktiken oft viel unidirektionaler als ursprünglich von Forscher*innen beabsichtigt. Der Schauplatz und die Rollen sind zumeist im Voraus festgelegt (Kothari 2001: 149) und die Wissenschaftler*innen selten autonome Entscheidungsträger*innen, sondern durch die Regeln des akademischen Unterfangens konditioniert und eingeengt (Mountz et al. 2015; The SIGJ2 Writing Collective 2012). Abu-Lughod plädiert deshalb auch dafür, bei Versuchen alternativer Wissensproduktion im akademischen Bereich bescheidener zu sein (Abu-Lughod 1993: 22).

Partizipative Forschung mit Fluchtmigrant*innen wird dabei als besonders herausfordernd angesehen (Harrell-Bond/Voutira 2007; Malkki 1996; Sigona 2014). Der überwiegende Teil der Forschungsbeziehungen durchkreuzt postkoloniale Machtverhältnisse (z.B. Mayblin/Turner 2021; Nasser-Eddin/Abu-Assab 2020; Samaddar 2020). Ereignisse wie die sogenannte europäische Flüchtlingskrise von 2015 können nicht losgelöst vom Kolonialismus und seinen Nachwirkungen betrachtet werden (Castro Varela/Dhawan 2020; Gutiérrez Rodríguez 2018; Samaddar 2020: 142ff.), der auch das Verhältnis zwischen Forschenden und Beforschten strukturiert. Zudem gelten Fluchtmigrant*innen aufgrund ihrer Ausnahmesituation, ihren teils traumatischen Erfahrungen, den meist eingeschränkten Ressourcen und Rechten und einer hohen Abhängigkeit von Unterstützung als besonders verletzlich (Block/Riggs/Haslam 2013; Krause 2017; von Unger 2018). Ein zentraler Anspruch der Fluchtforschung ist es daher, »keinen Schaden anzurichten« (Anderson 1999, Ü.d.A.).

Darüber hinaus ist epistemische Ungerechtigkeit und insbesondere ihre Form der »testimonial injustice«, »wenn Vorurteile dazu führen, dass ein Zuhörer dem Wort eines Sprechers weniger Glaubwürdigkeit beimisst« (Fricker 2007: 1, Ü.d.A.), eine sehr häufige Erfahrung von Fluchtmigrant*innen.

Misstrauen und »eine weit verbreitete und allgegenwärtige Kultur des Unglaubens« liegen dem Asylverfahren zugrunde, bei dem die Befragter*innen angewiesen sind, die Glaubwürdigkeit der Antragsteller*innen und die Kohärenz und Plausibilität ihrer Darstellungen zu prüfen (Sigona 2014: 6, Ü.d.A.). Menschen, die ein Asylverfahren durchlaufen, sind bezüglich ihrer Glaubwürdigkeit daher besonders verletzlich. Das Erzählen ihrer Geschichten ist ein machtdurchwobener Prozess, der durch Kolonialismus und »Abschiebbarkeit« (De Genova 2002), d.h. die ständige Bedrohung, abgeschoben zu werden, strukturiert ist. Humanitäre Hilfsorganisationen stehen in der Kritik, zu dieser Form epistemischer Ungerechtigkeit beizutragen, indem die Geschichten von Fluchtmigrant*innen gefiltert und depolitisiert werden, sodass ihre Träger*innen als »stumme und gesichtslose Masse« und hilflose, passive Opfer repräsentiert und damit westliche Wissensformen reproduziert werden (Rajaram 2002: 247, Ü.d.A.; Sigona 2014: 4).

Die besondere Verletzlichkeit der Forschungssubjekte und die Erfahrungen von epistemischer Ungerechtigkeit während des Asylverfahrens werfen nicht nur ethische Fragen nach dem besonderen Schutz von Fluchtmigrant*innen und der erhobenen Daten auf (Hugman/Pittaway/Bartolomei 2011; von Unger 2018, vgl. auch Nimführ 2023), sondern auch nach der Angemessenheit und dem Nutzen der Forschung für die Beforschten. In der Fluchtforschung wird es als sehr wichtig erachtet, dass die durchgeführten Studien den Menschen in Not dienen, Forscher*innen sind angehalten, den Nutzen der Forschung für Fluchtmigrant*innen zu maximieren (Clark-Kazak 2017: 13). Fluchtmigrationsforschung sollte grundsätzlich einer transformativen, auf Solidarität basierenden Agenda folgen. Oder wie es eine Autorin auf den Punkt bringt: »Fluchtmigrationsforschung ist ›parteilich‹« (Doná 2007, Ü.d.A.). Parteinahme hat jedoch wichtige Auswirkungen auf die Art und Weise, wie die Forschung durchgeführt wird, verlangt sie doch eine Berücksichtigung der Intentionen und Perspektiven von Fluchtmigrant*innen. Nach Fontanari et al. (2014) stellen sich bei der kollaborativen Forschung im Bereich der Fluchtmigration eine Reihe sehr grundlegender Fragen, wie z.B. von wem der Impuls ausgeht, wer darüber entscheidet, was erforscht wird, wo die Grenzen zwischen Wissenschaft und Praxis gezogen werden und wer über diese Grenzen entscheidet, was die Zusammenarbeit genau bezweckt, welche Rolle Sympathie und geteilte Haltungen spielen und wie diese Art der Zusammenarbeit den Anforderungen der wissenschaftlichen Arbeit gerecht werden und in den Kanon eingehen kann (Fontanari et al. 2014: 112–113). Wie in jeder kollaborativen Forschung liegt die Macht jedoch nicht nur in

den Beziehungen zwischen Forscher*innen und Beforschten, sondern auch im Wissen im Feld selbst. In Anlehnung an Foucault begreift Doná deshalb Fluchtmigrant*innen und Forscher*innen gleichermaßen als »Vehikel für die Zirkulation von Macht, die sie gleichzeitig erfahren und ausüben« (Doná 2007: 210, Ü.d.A.). Damit verflüssigt Doná die dichotome Gegenüberstellung von mächtigen Wissenschaftler*innen und ohnmächtigen Flüchtlingen und macht deutlich, dass es innerhalb dieser Zirkulation der Macht letztlich unendlich viele Eingriffspunkte gibt. Das entbindet die Fluchtforschung nicht von der Reflexion der jeweiligen Positionen. Wenn es um die konkrete Zusammenarbeit geht, ist es wichtig, die unterschiedlichen Positionen von Forschenden und Beforschten im Blick zu behalten (Doná 2007: 214).

Forschungsverbünde drängen daher seit einiger Zeit auf sensiblere Forschungsmethoden und innovative Praktiken der Wissensproduktion (Clark-Kazak 2017; Mackenzie/McDowell/Pittaway 2007). Dabei wird es als besonders wichtig erachtet, die Sprechposition von Fluchtmigrant*innen zu stärken, indem ihnen möglichst viel Macht über die Definition von Inhalt, Design und Darstellung der Forschung, an der sie beteiligt sind, eingeräumt wird (z.B. Doná 2007; Riaño 2012). Ethnografische Methoden ermöglichen hier eine größere Offenheit im Feld (z.B. Agier 2011; Inhetveen 2014; Malkki 1996; Nimführ 2020; Squire 2018). Zudem gibt es Versuche, die Datenerhebung im Feld partizipativ zu gestalten (Aden et al. 2019; Hugman/Pittaway/Bartolomei 2011; Vey 2018). Dennoch führen etablierte Strukturen oft dazu, dass die Feldarbeit viel einseitiger ist als ursprünglich geplant und die Forschungspartner*innen zwar Wert darauf legen, ihr Wissen beizusteuern, aber kein Interesse an dem spezifischen wissenschaftlichen Forschungsprozess und den Ergebnissen haben oder ihnen die Zeit und andere Ressourcen für eine Teilnahme fehlen (vgl. McAdam-Otto/Kaufmann 2023). In anderen Wissensfeldern arbeiten partizipative Ansätze oft mit bestehenden Kollektiven (z.B. Browne/Bakshi/Law 2010; Colectivo Situaciones/MTD de Solano 2002), während wir es im Bereich der Fluchtmigration teilweise mit Situationen zu tun haben, die kollektives Handeln besonders schwierig machen (Harrell-Bond/Voutira 2007) – z.B. aufgrund von politischer Verfolgung, Traumatisierung oder »staatlich organisierter Desintegration« (Täubig 2009).

Die Situation von Fluchtmigrant*innen wirft also für das gemeinsame Schreiben einige zusätzliche Probleme auf, die aber, so möchte ich behaupten, in abgeschwächter Form in allen kollaborativen Prozessen zu finden sind. Wie ich zeigen werde, funktioniert das Nachdenken über den speziellen Fall des gemeinsamen Schreibens mit einer Fluchtmigrantin daher wie ein Brennglas,

um die Herausforderungen und Fallstricke des kollaborativen Schreibens in der Wissenschaft im Allgemeinen zu verstehen und gleichzeitig herauszuarbeiten, was partizipative Wissenschaft braucht und wo die Grenzen der Dekolonisierung des akademischen Schreibens liegen.

8.3 Gemeinsam schreiben: Lektionen aus der Praxis

Die folgende Reflexion basiert auf dem Artikel »Zufluchtsort Frankfurt? Leben in der Sammelunterkunft« (Blank/Hannes 2021), den ich zusammen mit Soliana Hannes¹ geschrieben habe, die ich aus meiner Feldforschung kannte und einlud, den Artikel mit mir zu schreiben. Bei unseren Treffen lasen wir zunächst gemeinsam die Anfrage der Herausgeber*innen und das Konzept des Sammelbandes, diskutierten es, studierten die Entwürfe der anderen geplanten Beiträge, entwickelten die Idee und das Konzept unseres eigenen Beitrags und unsere Argumentation. Wir zeichneten unsere Diskussionen mit dem Handy auf und ich machte zusätzlich Notizen und verschriftlichte anschließend alles. Jedes weitere Treffen begannen wir dann mit einem Studium des aktuellen Stands des Texts, indem wir einen Ausdruck abwechselnd laut vorlasen und nach demselben Verfahren (diskutieren, aufzeichnen, Notizen machen, aufschreiben) korrigierten und ergänzten. Während wir unser gemeinsames Vokabular im direkten Gespräch entwickelten, passte ich auf Wunsch meiner Partnerin bei der nachträglichen Verschriftlichung unsere Diskussionen an die grammatischen Konventionen deutscher Schriftsprache an. Insgesamt trafen wir uns viermal für 2 bis 3,5 Stunden, um gezielt an dem Text zu arbeiten. Zwischendurch telefonierten wir auch zusätzlich und chatteten, aber der weitaus größte Teil der gemeinsamen Textarbeit fand bei unseren Treffen statt. In der gemeinsamen Schreibphase haben wir auch aus anderen Gründen telefoniert, gechattet und uns getroffen. Bei diesen anderen Gelegenheiten ging es nicht um unseren Aufsatz, nichtsdestotrotz waren auch diese Treffen, wie ich erläutern werde, ein integraler Bestandteil des Schreibprozesses. Denn das Schreiben mit Personen aus dem Feld ist kein Selbstläufer. Es geht nicht nur um das Schreiben selbst, sondern auch darum, die Bedingungen dafür zu schaffen: Beziehungen aufzubauen, eine gemeinsame Sprache zu finden, Positionalitäten auszuhandeln und durch die Lösung

1 Dabei handelt es sich um ein von meiner Ko-Autorin gewähltes Pseudonym, um ihre Identität zu schützen und damit Ärger mit Behörden zu vermeiden.

von Alltagsproblemen Ressourcen für den Schreibprozess freizusetzen. Im Folgenden möchte ich die Erfolgsfaktoren für unseren Prozess herausarbeiten und dabei auch auf Fallstricke hinweisen und eine Reihe von Fragezeichen setzen.

8.3.1 Eine gemeinsame Sprache finden

Gemeinsames Schreiben erfordert nicht nur eine Verständigung über den Inhalt. Vielmehr muss im Verlauf des gemeinsamen Schreibprozesses eine gemeinsame Sprache erarbeitet und weiterentwickelt werden. Vorgaben zu Struktur und Stil von Beiträgen sind deshalb ein typischer Stolperstein, wenn es um alternative Wissensproduktion geht, die oft auch eine alternative Form erfordert. In unserem Fall hatte der Call jedoch wichtige Öffnungen:

»Das Buch wird sich an eine breite städtische Öffentlichkeit richten und insbesondere an Personen, die im weitesten Sinne stadtpolitisch aktiv sind und Interesse und Verständnis für den Gegenstand mitbringen. Wir wünschen uns daher Texte, die auch über den akademischen Tellerrand hinaus ansprechend sind sowie eine klare und allgemeinverständliche Sprache« (E-Mail, 07.01.2020).

Die Aufforderung, für ein breiteres Publikum und in einer einfacheren Sprache zu schreiben, war äußerst hilfreich für unser Schreibprojekt, das damit von traditionellen Anforderungen wissenschaftlicher Wissenskommunikation befreit wurde. Damit verbunden war die Öffnung des Wissensfeldes für nicht akademisches Wissen. Der Einladung war jedoch ein vierseitiges Buchkonzept beigelegt, das eine Zusammenfassung des Themas und die Ziele des Buches, Richtlinien für Inhalt, Struktur und Stil der Beiträge, einen Zeitplan sowie ein vorläufiges Inhaltsverzeichnis enthielt. Bevor es also losging, gab es einiges zu besprechen und das, was zu besprechen war, ähnelte letztlich einer Einführung in wissenschaftliches Arbeiten:

Die erste Herausforderung bestand für uns darin, den Kontext zu klären: Was ist überhaupt ein Sammelband, was sind Herausgeber*innen und wie ist die Rollenverteilung zwischen ihnen und uns, den Autor*innen? Was ist ein Verlag, wer bezahlt wen für was und wie lange dauert es von der Idee bis zum Druck eines Buches? Für Soliana waren diese Praktiken des wissenschaftlichen Publizierens Neuland. Dann ging es um konkretere Fragen: Wer fragt uns da überhaupt an? Wer wird unseren Artikel lesen? Wer sind die anderen Autor*innen? Für welche Positionen stehen sie im Einzelnen? Was haben wir mit ihnen

gemeinsam? Mir war es sehr wichtig, so viel Transparenz wie möglich über diese Zusammenhänge zu schaffen (vgl. Nimführ 2023), Soliana wollte sich hingegen gar nicht zu sehr damit auseinandersetzen. Der Kontext war für sie nicht so wichtig wie das, was sie erzählen wollte.

Auch das Buchkonzept erwies sich als sehr schwierig. Wir lasen den Aufruf gemeinsam von vorne nach hinten laut durch. Nach jedem Satz machten wir eine Pause, um unbekannte Wörter zu klären. Und davon gab es viele. Ironischerweise entpuppte sich der Call, in dem leicht zu lesende Artikel gefordert wurden, als alles andere als leicht zu lesen. Das Durcharbeiten des Buchkonzepts wurde so zu harter Arbeit und am Ende waren wir völlig erschöpft. So beschlossen wir, den Artikel zu schreiben, aber aus unserer eigenen Perspektive, ohne die vorgegebenen Konzepte. Wir einigten uns auf eine übergreifende Frage für den Aufsatz: Was bedeutet es, in einer Flüchtlingsunterkunft zu leben, wie fühlt es sich an? Der erste Abschnitt sollte sich mit der Unterbringung von Fluchtmigrant*innen beschäftigen, dem typischen Weg von der Erstaufnahmeeinrichtung bis zur eigenen Wohnung und dabei konkrete Beispiele aufgreifen. Der zweite Abschnitt sollte die Schwierigkeiten thematisieren. Wir sammelten viele verschiedene Aspekte des Lebens in einer Flüchtlingsunterkunft, den Mangel an Respekt, die alltäglichen Erfahrungen von Diskriminierung, Demütigung uvm. Am Ende waren wir sehr zufrieden damit, unsere Geschichte so zu erzählen und beschlossen, den Artikel mit einem kurzen Absatz einzuleiten, in dem wir darauf hinwiesen, dass wir uns zwar thematisch dem Sammelband verpflichtet fühlten, uns dem konzeptionellen Teil aber entzogen. Wir hatten Glück, dass die Herausgeber*innen uns diese Freiheit gaben. Doch bei der ersten Buchpräsentation, die ich allein durchführte, weil Soliana ihre Anonymität wahren wollte und keine Zeit und wenig Interesse an einer solchen Präsentation hatte, stand ich erneut vor der Herausforderung, unseren Beitrag konzeptionell einzuordnen. Denn ohne eine solche Einordnung läuft Wissen Gefahr, im wissenschaftlichen Kontext ins Leere zu laufen, da Anknüpfungspunkte für andere Wissensproduktionen fehlen. Wenn also die epistemische Macht, wie bereits erläutert, im Wissen selbst liegt, wie weit können und wie weit müssen dann die vorherrschenden Konzepte ignoriert werden? Wie weit muss und wie weit darf die alternative Wissensproduktion vom akademischen Mainstream abweichen, ohne in der Rangfolge des Wissens an den äußersten Rand gedrängt zu werden?

8.3.2 Gatekeeping

Wie bereits erwähnt, geht es bei epistemischer Gerechtigkeit darum, Autorität zu teilen. Dies bedeutet für die beteiligten Wissenschaftler*innen jedoch auch, in die Schreibbeziehung zunächst als *Gatekeeper*innen* einzutreten. Und egal, wie viel Autorität geteilt wird und an welchem Punkt des Prozesses man sich befindet, der*die Wissenschaftler*in wird höchstwahrscheinlich in dieser Position bleiben. In unserem Fall war ich diejenige, die für den Artikel angefragt worden war, ich setzte unseren Kooperationsprozess in Gang, ich war diejenige, die Zugang zum institutionellen Feld und den damit verbundenen Ressourcen hatte, und ich entschied, mit wem und in welchem Umfang ich diesen Zugang und die Ressourcen teilen wollte. Und ich war beileibe nicht die einzige *Gatekeeperin*.

Entscheidend für das Schicksal von Wissensproduktionen im akademischen Bereich ist letztlich eine ganze *Scientific Community*, die z.B. durch ihre Rezeption darüber entscheidet, ob ein Beitrag überhaupt Eingang in den Wissenskorporus findet oder nicht. Auch sind einige der Türen leichter zu öffnen als andere. So haben Wissenschaftler*innen beispielsweise die Wahl zwischen der Veröffentlichung von Forschungsarbeiten in begutachteten Zeitschriften, dem Verfassen von Büchern oder Blogs und Ähnlichem oder der Mitwirkung an Sammelbänden und *Special Issues*. Jedes dieser Publikationsformate bringt Möglichkeiten und Einschränkungen mit sich. Die damit verbundene »Rangordnung des Wissens« (Sibley 1995: 122) wird nicht nur von den spezifischen Regeln und Gewohnheiten des wissenschaftlichen Schreibens beeinflusst (St. Pierre 2015: 1), sondern auch durch Metriken verstärkt, die darüber entscheiden, ob eine Publikation als beachtenswert gilt oder nicht (Dufty-Jones/Gibson 2022: 340; The SIGJ2 Writing Collective 2012).

Im vorliegenden Fall handelte es sich um einen Sammelband, dessen Beiträge von den Herausgeber*innen ausgewählt wurden. Dies machte die Herausgeber*innen zu den für uns wichtigsten *Gatekeeper*innen*, die bereits ein anfängliches Interesse bekundet und mir in der Einladung eingeräumt hatten, den genauen Schwerpunkt meines Artikels selbst zu bestimmen. Viel wichtiger war jedoch die Tatsache, dass dem Sammelband ein Wissenschaftsverständnis zugrunde lag, das die Produktion von Wissen als Teil gesellschaftlichen Wandels begreift und damit auch jene parteiliche Wissensproduktion vorsieht, die für die (partizipative) Fluchtforschung so zentral ist. Darüber hinaus herrschte unter den Herausgeber*innen eine außerordentliche Offenheit gegenüber dekolonialer Wissensproduktion. So wurde mein Wunsch, den Aufsatz gemein-

sam mit einer Person aus dem Feld zu schreiben und größtmögliche Freiheit bei der Gestaltung zu erhalten, mit offenen Armen empfangen.

Was meine eigene Rolle als *Gatekeeperin* betrifft, so behielt ich zwei zentrale Schlüssel in der Hand. Der erste Schlüssel war die Auswahl meines*r Schreibpartners*in. Im Prinzip hätte ich einen Aushang machen oder eine Informationsveranstaltung oder Ähnliches organisieren können. Ich entschied mich aus zwei Gründen dagegen, ein solches Verfahren einzuleiten: Zum einen hätte ein offenes Auswahlverfahren bedeutet, viele Menschen in etwas einzubeziehen, an dem sie letztlich nicht teilnehmen würden. In einem so prekären Kontext wie Flucht und Asyl erschien mir diese Art des Umgangs mit den Aspirationen und zeitlichen Ressourcen von Menschen unangemessen. Zum anderen war meine gesamte Feldforschung dadurch gekennzeichnet, dass ich vorrangig mit Fluchtmigrant*innen ohne akademischen Bildungshintergrund zusammenarbeitete. Die Überbrückung von Wissenshierarchien und die Vermittlung der Logik von Forschungsprozessen erwies sich während der Forschung als äußerst komplex und langwierig und nicht geeignet für verallgemeinerbare Vorgehensweisen. Deshalb erschien es auch in dieser konkreten Etappe sinnvoller, an die bereits etablierten Beziehungen anzuknüpfen. Meine Wahl fiel auf die Forschungspartnerin, zu der ich bis zu diesem Zeitpunkt die intensivste Beziehung aufgebaut hatte. Ausschlaggebend war meine Annahme, dass diese Forschungspartnerin an einem solchen Beitrag interessiert sein würde. Ich hatte Soliana als eine sehr starke, selbstbewusste Person kennengelernt, für die es wichtig war, ihre Standpunkte zu vertreten und sich Gehör zu verschaffen. Immer wieder hatten wir Situationen erlebt, in denen Behörden sie entpersonalisiert hatten und ich kannte ihre Frustration in dieser Hinsicht. Außerdem hatte ich unter allen Forschungspartner*innen mit Soliana auch die fortgeschrittenste Kommunikationspraxis entwickelt. Dazu gehörten zunächst unsere sprachlichen Verständigungsmöglichkeiten in Deutsch und Englisch. Darüber hinaus hatten wir aber im Laufe der vielen Monate des gemeinsamen Lernens auch ein gemeinsames Vokabular und eine gemeinsame Kommunikationspraxis gefunden, die auch Körpersprache und ein gemeinsames Raster von Gefühlsausdrücken einschloss. Und schließlich hatte sich mit der Zeit zwischen uns ein sehr großes Vertrauen entwickelt und das erwies sich im weiteren Verlauf als entscheidender Vorteil. Wir beide gingen mit relativ stabilen Erwartungen an das Verhalten der anderen in den Prozess, vor allem in Bezug auf Zuverlässigkeit und Transparenz.

Der zweite Schlüssel, den ich in der Hand behielt, war die Kommunikation mit den Herausgeber*innen und die anschließende Vermittlung mit dem

akademischen Apparat. Zu Beginn plante ich, Soliana in die gesamte Kommunikation mit den Herausgeber*innen einzubeziehen und dafür persönliche Treffen zu arrangieren. Die Corona-Pandemie machte dies jedoch unmöglich, so dass das Feedback über elektronische Kommunikation erfolgte. Und bis zum Schluss konnte ich keinen guten Weg finden, Soliana aktiv in diese Art der Kommunikation mit den Herausgeber*innen einzubinden, die in Struktur und Sprache an die Eigenlogik des wissenschaftlichen Apparats gebunden blieb. E-Mails, die in akademischer Sprache verfasst sind, sind nicht nur für Nicht-Akademiker*innen schwer zu lesen, sondern sie ähneln auch der administrativen Korrespondenz, die oft neue Probleme, Sorgen und Gefahren für Menschen im Asylverfahren bringt. Diese Art der Kommunikation ist also nicht unschuldig, sondern birgt Trigger. Außerdem zeigte Soliana kein Interesse daran, sich an den Abstimmungsschleifen zu beteiligen, z.B. in Bezug auf Details der Argumentation oder der Textgestaltung. So reagierte Soliana auf keine der Nachrichten und jedes Mal, wenn ich sie nach ihrer Meinung fragte, antwortete sie nur: »Es ist gut, Du machst alles richtig.« In späteren Abstimmungsschleifen bezüglich der Druckfahne und ähnliches schrieben die Herausgeber*innen bereits nur noch an mich. Diesen Teil des Prozesses hätte ich gerne gemeinsam gestaltet, aber letztlich sah auch ich irgendwann keinen besonderen Mehrwert darin, meine Ko-Autorin in die Mühsal der wissenschaftlichen Abstimmungsschleifen einzubeziehen.

So blieb ich am Ende unseres gemeinsamen Projekts, wie auch zu Beginn, die zentrale Instanz zwischen dem institutionellen Apparat und dem Feld. Dies setzte sich auch in den folgenden Vorträgen fort, die ich stets allein hielt, da meine Forschungspartnerin aus Angst vor Ärger mit den Behörden im Verborgenen bleiben wollte und auch kein Interesse an dieser Art von Publikationsarbeit hatte. Trotz sehr günstiger Bedingungen blieben also einige Kernprobleme der epistemischen Macht bestehen: Sowohl die anfängliche als auch die endgültige Kontrolle des Prozesses lag bei Akademiker*innen als primären Autoritäten. Bedeutet dies aber, dass das Teilen epistemischer Macht gescheitert ist? Wie weit muss sie gehen, um epistemische Gerechtigkeit zu befördern? Und wie weit lassen sich die Grenzen verschieben, ohne dass dies zu einer unzumutbaren Belastung für alle Beteiligten, insbesondere für die Forschungspartner*innen aus dem Feld, wird? Und unter welchen Umständen können wir unsere unausweichliche Position als *Gatekeeper*innen* in die von Vermittler*innen umwandeln? Wie ich im Folgenden darlegen werde, ist dafür die Qualität der Beziehung zu unseren Forschungspartner*innen und ein nachhaltiger Umgang mit dem in uns gesetzten Vertrauen entscheidend.

8.3.3 Zeit für Entwicklung und Raum für andere Dringlichkeiten

Einer der wichtigsten Erfolgsfaktoren für unser gemeinsames Schreibprojekt war sicherlich die etablierte Arbeitsbeziehung. Dem ging allerdings eine sehr lange Vorlaufzeit von insgesamt 21 Monaten Beziehungsaufbau voraus. Wir hatten zusammen für einen Schulabschluss und die Berufsschule gelernt, Behördentermine wahrgenommen, gekocht, gefeiert uvm. Hinzu kamen die Nachbereitung der Veröffentlichung sowie die anschließende Präsentation auf öffentlichen Veranstaltungen. Und schließlich endet eine solche Arbeitsbeziehung nicht mit dem Ende des konkreten Projekts. Zeit war also ein entscheidender Faktor und Zeit ist in der Regel weder im wissenschaftlichen Betrieb noch in einer Situation zwischen Flucht und Ankommen gegeben.

Für die Wissenschaft wird dieses Problem seit einiger Zeit unter Schlagworten wie *Slow Science* oder *Slow Scholarship* diskutiert (Berg/Seeber 2016; Mountz et al. 2015; Stengers 2018). Viele der in diesen Debatten angestellten Überlegungen sind für die partizipative Forschung weiter zu radikalisieren. Denn eine Dekolonisierung der Wissenschaft kann strukturell nicht mit dem üblichen Tempo des Wissenschaftsbetriebs mithalten. Die Lebenszusammenhänge unserer Forschungspartner*innen ernst zu nehmen, bedarf eines völlig anderen Arbeitsmodus als jenem, den wir normalerweise pflegen. Es braucht Zeit für Umwege und das Eingehen von Risiken. Die zeitlichen Ressourcen unserer Forschungspartner*innen sind oft unkalkulierbar und wir müssen auch immer mit einem Abbruch durch unsere Forschungspartner*innen rechnen, deren Interesse am Prozess und am Ergebnis ein anderes ist als unseres (vgl. McAdam-Otto/Kaufmann 2023). Folglich sind solche Prozesse nur begrenzt planbar.

Außerdem bringt ein Forschungskontext wie der von Flucht und Asyl eine zusätzliche Verantwortung für den*die Forscher*in mit sich, mit der Zeit unserer Forschungspartner*innen sorgfältig und verantwortungsvoll umzugehen. Hier besteht auch durchaus eine Konkurrenz zwischen der effektiven Nutzung der zeitlichen Ressourcen der Beteiligten einerseits und der Zeitintensität kollaborativer Prozesse andererseits. In diesem speziellen Fall bedeutete es aber auch, alltäglichen Herausforderungen im Kontext von Flucht und Asyl gegenüber der Schreibaarbeit Vorrang zu geben.

Es ist hinlänglich bekannt, dass die Menschen im Feld meist andere Dringlichkeiten haben als die Forscher*innen (z.B. Mitchell/Draper 1982: 4). Dies gilt umso mehr in so außergewöhnlichen Lebenskontexten wie Flucht und Asyl. Menschen auf der Suche nach Asyl sind in der Regel mit einer ganzen Rei-

he von sehr grundlegenden Dringlichkeiten und Notwendigkeiten beschäftigt. Der Zugang zu grundlegenden Rechten wie dem Bleiberecht, zu angemessenem und bezahlbarem Wohnraum, zu Arbeit und Bildung, die Gewöhnung an einen anderen kulturellen Kontext oder besondere soziale, medizinische oder psychologische Bedarfe, die sich z.B. aus einem Trauma ergeben können: All dies prägt die Situation unserer Forschungspartner*innen in diesem Feld, ihre Prioritäten und damit die Zeit und Energie, die für Projekte wie das Schreiben eines Artikels zur Verfügung stehen.

In dem hier betrachteten Fall nahmen solche anderen Dringlichkeiten einen großen Teil der Zeit und des Raums nicht nur meiner Ko-Autorin, sondern auch unserer Forschungsbeziehung in Anspruch. Dies lag zum einen an unserer Partnerschaft im Allgemeinen, die sich als eine Beziehung der Unterstützung entwickelt hatte. Das gemeinsame Lösen von Problemen gehörte zu den Dingen, die wir im Allgemeinen taten. Aber es beeinflusste auch unseren Schreibprozess. Als die Idee aufkam, gemeinsam einen Artikel zu schreiben, wollte ich am liebsten sofort loslegen. Aber meine Ko-Autorin hatte gerade eine Wohnung gefunden und musste umziehen. Anstatt uns also gleich nach unserem ersten Treffen an die Arbeit zu machen, brachten wir erst einmal ihre Sachen von der Unterkunft in die neue Wohnung und organisierten fehlende Einrichtungsgegenstände. Es bestand kein Zweifel daran, dass die Lösung der Wohnsituation Vorrang vor dem Schreiben des Artikels genoss. Wenn wir uns zum Schreiben des Artikels trafen, sprachen wir auch immer über akute Herausforderungen. Eine Sache, die den gesamten Schreibprozess begleitete, war die Familienzusammenführung meiner Ko-Autorin mit ihrer jüngeren Tochter. Nach unserem ersten Treffen schreibe ich in mein Feldtagebuch:

»Bei unserem sehr langen Treffen ging es auch um ihren aktuellen Aufenthaltsstatus sowie den Nachzug ihrer Tochter. [...] Ich habe ein merkwürdiges Gefühl, mit ihr über einen Aufsatz zu beraten, während der Nachzug ihrer Tochter noch nicht abschließend geklärt ist.« (17.01.2020).

Die anderen Prioritäten unserer Partner*innen aus dem Feld bedeuten, dass sich der gemeinsame Schreibprozess nicht isolieren lässt, sondern in ein gemeinsames Geflecht des Sorgehabens eingewoben ist, womit sein Gelingen auch davon abhängt, gemeinsam Sorge zu tragen. Dazu gehört ein Besuch im Baumarkt ebenso wie ein offenes Ohr. Nicht alle Probleme lassen sich so wie der Umzug wegschaffen, eine Schreibbeziehung kann sie aber auch nicht ignorieren. Und das bedeutet letztlich, dass zum gemeinsamen Schreiben mit vulnerablen Forschungspartner*innen auch gehört, für sich selbst zu sorgen. In

Deutschland ist es noch nicht üblich, diese Art von Forschung psychologisch zu begleiten. Da ich aber schon sehr früh während meiner Forschung einen entsprechenden Bedarf verspürte, wandte ich mich an die Universitätsleitung. Auf meine konkrete Bitte hin, startete die Universität dann einen speziellen Probelauf mit einer Psychologin, die mich als Supervisorin während des Forschungsprozesses begleitete.

Ein weiteres Thema, das ich mit dieser Supervisorin intensiv besprach, war der schmale Grat zwischen Unterstützung und Paternalismus und wie ich die Forschungsbeziehungen zu meinen Partner*innen im Feld immer wieder neu aushandeln konnte. Dies war auch für dieses Schreibprojekt fruchtbar, denn das Teilen epistemischer Autorität bedarf einer Aushandlung von Positionalität.

8.3.4 Schreibbeziehung und Positionalität

»Wir, das sind Soliana, die 2015 mit ihrer älteren Tochter Sinnit als subsidiär Schutzberechtigte nach Frankfurt kam, und Martina, die wissenschaftlich zur Aufnahme von Geflüchteten in Frankfurt arbeitet. Wir haben uns 2017 über eine ehrenamtliche Initiative zur Lernbegleitung von Geflüchteten kennengelernt und seitdem zusammen gelernt, mit Behörden gerungen, uns ausgetauscht und angefreundet. Unser Bericht ist von diesem Zusammenreffen geprägt.« (Blank/Hannes 2021: 286)

Gemeinsames Schreiben erfordert den Aufbau einer Schreibbeziehung. Und je nach Forschungskontext und den Unterschieden zwischen den Schreibpartner*innen erfordert dies eine unterschiedliche Herangehensweise. Denn die Schreibbeziehungen sind nicht nur in spezifische (Forschungs-)Kontexte eingebettet, sondern auch fundamental von den unterschiedlichen gesellschaftlichen Positionierungen der Beteiligten geprägt. Während Reflexivität generell als Grundelement der Arbeit forschender Wissenschaftler*innen zu verstehen ist und auch in der Migrationsforschung zentral ist (Dieterich/Nieswand 2020), stellt der Prozess der Konstitution einer Schreibbeziehung mit Personen aus dem Feld noch einmal spezifischere Anforderungen. Die Schreibpartner*innen sind in der Regel unterschiedlich in gesellschaftliche Machtgefüge eingebunden, womit Privilegien und Diskriminierungen verbunden sein können, die Auswirkungen auf die gemeinsame Produktion von Wissen haben.

Die Frage ist, wie der Beziehungsaufbau dann an die spezifische Situation angepasst werden kann, um den Machtwirkungen der unterschiedlichen Positionen entgegenzuwirken.

In meinem Fall bedeutete mein Feldzugang als ehrenamtliche Helferin, mit Fluchtmigrant*innen auf der Basis von Unterstützung und Hilfe in Kontakt zu kommen. Ich engagierte mich als Nachhilfelehrerin für Hausaufgaben, Deutsch und Alphabetisierung; ich unterstützte Fluchtmigrant*innen bei Behördengängen, Wohnungssuche, Sprachkursen, beruflicher Weiterbildung etc. Dies erleichterte den Aufbau vertrauensvoller Forschungsbeziehungen, was vor dem Hintergrund eines laufenden Asylverfahrens und der drohenden Abschiebung von besonderer Bedeutung war (Hugman/Pittaway/Bartolomei 2011). Darüber hinaus konnte ich als ehrenamtliche Forscherin eine Gegenleistung für die von den Akteur*innen gewonnenen Informationen erbringen, in diesem Fall praktische Unterstützung für die betroffenen Fluchtmigrant*innen.

Die Kehrseite dieser Basis für die Zusammenarbeit war eine vorher festgelegte Rollenteilung. Die Arbeit als Ehrenamtliche – wenn auch als Teil einer autonomen lokalen Gruppe, die eine antihierarchische Zusammenarbeit mit Fluchtmigrant*innen anstrebte – verstärkte vorgegebene Hierarchien des »Dispositif des Helfens« (Fleischmann/Steinhilper 2017). Soliana und ich lernten uns als Helfende und Hilfsbedürftige kennen. Darüber hinaus, und das war besonders prägend, lernten wir uns als Lernende und Lehrende kennen. Positionalität ist nicht auf feste Merkmale beschränkt, sondern wird im alltäglichen Kontakt hergestellt und verhandelt (Browne/Bakshi/Law 2010: 588). Für Soliana war ich zunächst nicht nur eine Helferin, sondern auch eine besonders hochrangige Vertreterin des Bildungsbereichs, in dem sie sich für ihre Aufenthaltsgenehmigung profilieren musste. Zunächst durch Spracherwerb, dann durch das Nachholen eines deutschen Schulabschlusses und schließlich durch eine Ausbildung an einer Berufsschule. Umgekehrt war Soliana für mich zunächst eine Schülerin, der ich half, sich Wissen anzueignen, das ich schon lange vor meiner akademischen Ausbildung erworben hatte. Unsere beiden Rollen bezogen sich während der gesamten Zeit auf einen festen, vorab definierten Wissenskanon, den es zu erlernen galt. Diese etablierte Rollenverteilung wurde durch die Verlagerung des Wissensfeldes in den universitären Bereich und die bereits besprochene recht voraussetzungsvolle Anfrage der Herausgeber*innen zunächst noch verstärkt. Als wir uns also zum Schreiben des Artikels zusammensetzten, taten wir dies mit vordefinierten Rollen, die sich sogar in unserer räumlichen und körperlichen Konfiguration materialisierten,

da wir an meinem Wohnzimmertisch genau das gleiche Setting, einschließlich der Sitzplatzwahl, verwendeten. Später, aufgrund der Covid-19-Pandemie, änderte sich dies: Unsere letzten beiden Treffen fanden im Freien auf einer Parkbank am Fluss statt, genau in der Mitte zwischen unseren beiden Wohnungen – ein neutraler öffentlicher Ort. Während die Pandemie, wie oben erläutert, die traditionelle institutionelle Kommunikation mit den Herausgeber*innen gestärkt hatte, verursachte sie in diesem Fall einen Bruch mit dem früheren Muster. Die Aushandlung unserer Positionen war jedoch überwiegend nicht so sehr durch große Brüche oder explizite Verhandlungen gekennzeichnet, sondern durch kleine Verschiebungen, Nuancen und vor allem durch ständige gegenseitige Vergewisserung während der gemeinsamen Arbeit. Ein entscheidender Teil dieses Aushandlungsprozesses bestand aber auch darin, unsere unterschiedlichen Positionen zu akzeptieren und für den Prozess produktiv zu machen. Denn während ich beständig versuchte, Wege zu finden, unsere Rollenverteilung aufzubrechen, entwickelte Soliana einen ganz pragmatischen Umgang damit, indem sie bestimmte, für sie eher belastende Aufgaben an mich abgab und meine Position als Ressource nutzte.

8.3.5 Ressourcen teilen, Unterschiede produktiv machen

»17:40 Uhr: =) Wir können uns am Freitag treffen. Aber Du musst schreiben, okay?

18:03 Uhr: Ja, klar, kann ich machen :)

19:23 Uhr: Okay, wir treffen uns bei Dir.« (Blank/Hannes 2021: 285)

Es gibt grundlegende Unterschiede in den materiellen Bedingungen für das Schreiben eines wissenschaftlichen Aufsatzes – von Zeit und Raum für das Denken und Schreiben (Woolf 1929) bis hin zur technischen Ausstattung, der Erfahrung mit der spezifischen Form der Wissensproduktion und dem Zugang zu ihr. Aus der Perspektive der Schreibpartner*innenschaft können diese Unterschiede jedoch als unterschiedliche Ressourcen beschrieben werden, die die Beteiligten in den gemeinsamen Prozess einbringen und die auch mit unterschiedlichen Erwartungen an den Prozess und das Ergebnis verbunden sind. Dann werden die spezifisch wissenschaftlichen Ressourcen zu einem Teil der gemeinsamen Ressourcen, zu denen auch andere Wissensbestände und -formen sowie Zugänge gehören. Soliana hatte Einblicke in den Alltag verschiedener Unterkünfte, die ich nicht hatte, ich brachte z.B. mehr Erfahrung im Schreiben mit.

Dieser Perspektivenwechsel ist entscheidend, wenn man die Autonomie der Schreibpartner*innen aus der Praxis ernst nehmen will. Es gibt viele Gründe, mit dem Prozess, so wie er war, zufrieden zu sein. Die Prozessgestaltung erfolgte partnerschaftlich, wir konnten uns sehr schnell und problemlos verständigen und waren uns über die Herangehensweise und die Inhalte sehr weitgehend einig. Wir sind beide glücklich mit dem Ergebnis und keine von uns fühlt sich übergangen oder überstimmt. Aber lange klammerte ich mich an ein Konzept der Schreibpartner*innenschaft, das eine Gleichheit anstrebte, die gar nicht gewünscht war. Erstens hatten wir unterschiedliche Ansprüche an den Text. Soliana wollte ihre Geschichte erzählen und Missstände anprangern, ich sah mich dem Thema der Anthologie »Recht auf Stadt« und dem Stand der wissenschaftlichen Forschung zur Flüchtlingsunterbringung verpflichtet. Es war leicht, hier einen Kompromiss zu finden und es gab keine Konflikte über den Inhalt oder die Struktur des Textes. Aber zweitens hatten wir sehr unterschiedliche Anforderungen an den Prozess: Solianas Ansatz war sehr pragmatisch. Sie wollte so viel wie möglich delegieren, zum Beispiel das eigentliche Schreiben. Ich hingegen wollte so viele Tätigkeiten wie möglich teilen, um meine Rolle als *Gatekeeperin* zu überwinden.

Partner*innenschaft bedeutet aber nicht, an allem gleichermaßen teilzunehmen und das Gleiche zu tun. Während die vorgefundene Arbeitsteilung in jedem anderen Arbeitskontext für mich völlig unproblematisch gewesen wäre, stellte ich in unserem Fall mehrfach alles in Frage, um unsere bisherigen Rollenverteilungen von Wissenden und Lernenden nicht zu reproduzieren und zu zementieren. Damit einher ging aber auch die Gefahr, Soliana ihre Souveränität und ihren selbstbewussten Wunsch abzusprechen, so viel wie möglich zu delegieren und meine Ressourcen für sich zu nutzen. Um gegenseitigen Nutzen zu ermöglichen, müssen Hierarchien reflektiert werden. Aber Flucht migrant*innen sind dabei keine passiven Opfer. Und eine Rolle als *Gatekeeperin* lässt sich nicht einfach abgeben, aber unter Umständen durch die einer Vermittlerin ergänzen. Der Prozess eines partner*innenschaftlichen Schreibprozesses beinhaltet also nicht nur die Reflexion über die den Prozess kontextualisierenden Hierarchien, sondern gleichermaßen die Aushandlung dessen, was unter Partner*innenschaft verstanden wird und wie diese für beide gleichermaßen »nützlich« ist.

Für mich wurde die Textgestaltung in dieser Frage zum Prüfstein. Ich gehe davon aus, dass die Textgestaltung ein entscheidender Teil der Wissensproduktion ist, dass Form und Inhalt direkt miteinander verbunden sind (St. Pierre 2015). Daher wollte ich so viel konkrete Textgestaltung wie möglich ge-

meinsam machen. Soliana hingegen hatte deutlich gemacht, dass sie an der konkreten Form des Textes nicht besonders interessiert war. Das einzige, was ihr an der Form des Textes wichtig war, war, dass er in »gutem Deutsch« geschrieben sein sollte. Mir hingegen ging es auch um die konkrete textliche Gestaltung. Wie konnten unsere beiden Stimmen so miteinander verwoben werden, dass sie der gemeinsamen Autor*innenschaft gerecht würden? Wie konnte man beides unterbringen, allgemeine Informationen über das System und besondere Erfahrungen innerhalb des Systems, ohne das Fachwissen gegenüber der Erfahrung, die Theorie gegenüber der Praxis, das Allgemeine gegenüber dem Besonderen oder umgekehrt zu privilegieren? Durch die Covid-19-Pandemie wurde dies noch komplizierter, denn nach unserem zweiten Treffen, in dessen Folge der größte Schreibblock anstand, bestand für lange Zeit keine Möglichkeit für ein persönliches Treffen. Und so besprach ich, zu Hause isoliert mit Fragen der Textgestaltung ringend, die genaue Textgestaltung nicht wie geplant mit Soliana beim nächsten Kaffee, sondern mit zwei meiner Kolleg*innen in einer Videokonferenz.

Dann, Anfang Mai, gab uns die Aufhebung der Ausgangssperren endlich die Möglichkeit, uns zu treffen. Ich hatte für jede von uns einen Ausdruck mitgebracht und wir lasen den Artikel gemeinsam durch. Soliana befand die Textpassagen, in denen ihre Stimme zu hören war, als sehr gelungen und gut formuliert. Insgesamt konnte sie sich sehr gut in dem Text wiederfinden und sprach von »meiner Geschichte«. Ich machte mehrere Schleifen, um sicher zu gehen, dass es für sie auch wirklich passte, aber sie zeigte sich absolut überzeugt von dem Textentwurf. Ich war unglaublich erleichtert und wir machten uns an die weitere Detailarbeit. Bei späteren Treffen reproduzierte sich diese Erfahrung. Und ich verstand endlich: Bei epistemischer Gerechtigkeit geht es nicht darum, gleich zu werden oder das Gleiche zu tun, sondern darum, Ressourcen zu teilen und Raum für Unterschiede zu schaffen.

8.4 Fazit

Wie deutlich geworden sein dürfte, war der hier vorgestellte Versuch, eine kollaborative Wissensproduktion für mehr epistemische Gerechtigkeit zu schaffen, weit davon entfernt, ein Idealtypus der partizipativen Forschung zu sein. Wie ich gezeigt habe, unterlag das Projekt von Anfang an einer Reihe von Zwängen, die dem akademischen Betrieb eigen sind. So argumentiert Claudia Brunner für den Fall der Friedens- und Konfliktforschung:

»Kritische Wissenschaft muss sich mit ihren Ressourcen, Privilegien und Freiräumen an diesen Auseinandersetzungen beteiligen und zugleich einräumen, dass sie selbst sehr tief in die Kolonialität von Macht, Wissen und Sein verstrickt und daher nur bedingt geeignet ist, diese hinter sich zu lassen.« (Brunner 2020: 299)

Dies sollte uns jedoch nicht davon abhalten, es zu versuchen. Wie ich gezeigt habe, funktioniert dekoloniale Wissensproduktion in wissenschaftlichen Kontexten nicht als »alles oder nichts«, sondern nur als »so viel wie möglich«. Es braucht mehr Mut für unvollständige Versuche. Der Anspruch, Räume für Partizipation zu eröffnen, sollte universalisiert werden, aber ihre Nutzung bleibt die Entscheidung der Forschungspartner*innen. Der Imperativ, partizipative Forschung zu betreiben, darf nicht dazu führen, dass wir unseren Forschungspartner*innen mehr abverlangen als sie selbst beizutragen bereit sind. Und er sollte uns dort, wo er nicht vollständig einzulösen ist, auch nicht von der Erforschung von Ungerechtigkeit abhalten. Trotz aller berechtigten und zutreffenden Kritik an westlicher Wissensproduktion ist es sinnvoll, ungerechte Situationen zu beleuchten, die sonst aus hegemonialen Diskursen ausgeklammert bleiben würden (Harrell-Bond/Voutira 2007, vgl. dazu auch das Konzept des hermeneutischen Todes bei Medina 2017).

Epistemische Gerechtigkeit zielt darauf ab, Menschen, deren Wissen gesellschaftlich ausgeschlossen oder missachtet wird, die Mittel und das Publikum zu geben, um sich und ihrem Wissen Gehör zu verschaffen und sich an der Verbreitung von Wissen zu beteiligen. Aber wie kann das in einem Bereich wie der Wissenschaft funktionieren, der durch eine ganze Reihe von Wissensausschlüssen und »wohldefinierten (und restriktiven) Regeln« gekennzeichnet ist, die »einigen Ideen Legitimität verleihen und andere inkonsequent oder sogar gefährlich erscheinen lassen« (Sibley 1995: 117ff., Ü.d.A.)? Wie kann man in einem Kontext, der die Sichtbarkeit alternativer Wissensbestände systematisch reduziert, indem er sie ignoriert, epistemische Autorität teilen, ohne sie zu verlieren? Als Forscher*innen stehen wir nicht außerhalb dieser Machtverhältnisse und verfügen in der Regel auch nicht über die Mittel, das Spiel grundlegend zu ändern. Viele der im Zusammenhang mit Flucht- und Entwicklungsforschung geäußerten Kritiken beziehen sich auf Forschungsarbeiten, die im Auftrag staatlicher Institutionen wie Entwicklungsagenturen oder Gremien der Vereinten Nationen oder internationaler nichtstaatlicher Hilfsorganisationen durchgeführt werden. Forschungspraktiken, die als Machtinstrumente dienen, sollten in ihren Zielen und Methoden grundsätzlich in Frage ge-

stellt werden. Aber auch in weniger vermachteten Kontexten, sollten wir unsere methodischen Ansätze kritisch reflektieren und versuchen, die Reproduktion von asymmetrischen Machtverhältnissen in der Forschung zu minimieren und nicht-hierarchische partizipative Forschung zu befördern. Und gleichzeitig müssen wir die Unvollständigkeit unserer Mittel akzeptieren. Wir brauchen ein Programm der kleinen Schritte, das es uns ermöglicht, die Dinge so anders wie möglich zu machen, und uns ermutigt, unsere Methoden selbstkritisch zu reflektieren, um sie kontinuierlich weiterzuentwickeln. Wie ich versucht habe zu zeigen, gehört dazu mehr als eine epistemische Öffnung. So gilt es auch, eine gemeinsame Sprache zu finden, *Gatekeeping* in Vermittlung zu transformieren, Zeit für Entwicklung und Raum für andere Dringlichkeiten zu schaffen, Positionalitäten zu reflektieren, Ressourcen zu teilen und Unterschiede produktiv zu machen.

Literaturverzeichnis

- Abu-Lughod, Lila (1993): *Writing Women's Worlds: Bedouin Stories*, Berkeley/Los Angeles/London: University of California Press.
- Aden, Samia/Schmitt, Caroline/Uçan, Yasemin/Wagner, Constantin/Wienforth, Jan (2019): Potentiale partizipativer Fluchtforschung. Anstoß zu einer Debatte, in: *FluchtforschungsBlog*.
- Agier, Michel (2011): *Managing the Undesirables: Refugees Camps and Humanitarian Government*, Cambridge/Malden: Polity.
- Anderson, Mary B. (1999): *Do No Harm: How Aid Can Support Peace – or War*, Boulder: Lynne Rienner.
- Berg, Maggie/Seeber, Barbara K. (2016): *The Slow Professor: Challenging the Culture of Speed in the Academy*, Toronto: University of Toronto Press.
- Betz, Johanna/Keitzel, Svenja/Schardt, Jürgen/Schipper, Sebastian/Schmitt Pacifico, Sara/Wiegand, Felix (2021): *Frankfurt a.M. – eine Stadt für alle? Konfliktfelder, Orte und soziale Kämpfe*, in: Bielefeld: transcript.
- Blank, Martina/Hannes, Soliana (2021): »Zufluchtsort Frankfurt? Leben in der Sammelunterkunft«, in: Betz, Johanna/Keitzel, Svenja/Schardt, Jürgen/Schipper, Sebastian/Schmitt Pacifico, Sara/Wiegand, Felix (Hg.), *Frankfurt a.M. – eine Stadt für alle? Konfliktfelder, Orte und soziale Kämpfe*, Bielefeld: transcript, S. 285–293.

- Block, Karen/Riggs, Elisha/Haslam, Nick (Hg.) (2013): *Values and Vulnerabilities: The Ethics of Research with Refugees and Asylum Seekers*, Toowong: Australian Academic Press.
- Browne, Kath/Bakshi, Leela/Law, Arthur (2010): »Positionalities: It's not About Them and Us, It's About Us«, in: Smith, Susan J./Rain, Rachel/Marston, Sallie A./Jones III, John Paul (Hg.), *The SAGE Handbook of Social Geographies*, London: Sage Publications, S. 586–605.
- Brunner, Claudia (2020): *Epistemische Gewalt: Wissen und Herrschaft in der kolonialen Moderne*, Bielefeld: transcript.
- Bryant, Antony/Charmaz, Kathy (Hg.) (2007): *The SAGE Handbook of Grounded Theory*, Los Angeles et al.: Sage.
- Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (2020): *Postkoloniale Theorie: Eine kritische Einführung*, 3. Aufl., Bielefeld: transcript.
- Chakrabarty, Dipesh (2000): *Provincializing Europe: Postcolonial Thought and Historical Difference*, Princeton: Princeton University Press.
- Clarke, Adele E. (2005): *Situational Analysis: Grounded Theory After the Post-modern Turn*, Thousand Oaks/London/New Delhi: Sage Publications.
- Clark-Kazak, Christina (2017): »Ethical Considerations: Research with People in Situations of Forced Migration«, in: *Refuge* 33(2), S. 11–17.
- Colectivo Situaciones/MTD de Solano (2002): *La Hipótesis 891: Mas allá de los piquetes*, Buenos Aires: De mano en mano.
- De Genova, Nicholas P. (2002): »Migrant »Illegality« and Deportability in Everyday Life«, in: *Annual Review of Anthropology* 31, S. 419–447.
- Dieterich, Manuel/Nieswand, Boris (2020): »Reflexive Migrationsforschung. Zur Etablierung eines neuen Forschungsparadigmas«, in: *Migration und Soziale Arbeit* 42(2), S. 146–152.
- Doná, Giorgia (2007): »The Microphysics of Participation in Refugee Research«, in: *Journal of Refugee Studies* 20(2), S. 210–220.
- Duffy-Jones, Rae/Gibson, Chris (2022): »Making space to write ›care-fully‹: Engaged responses to the institutional politics of research writing«, in: *Progress in Human Geography* 46(2), S. 339–358.
- Fleischmann, Larissa/Steinhilper, Elias (2017): »The Myth of Apolitical Volunteering for Refugees: German Welcome Culture and a New Dispositif of Helping«, in: *Social Inclusion* 5(3), S. 17–27.
- Fontanari, Elena/Karpenstein, Johanna/Schwarz, Nina Violetta/Sulimma, Stephen (2014): »»Kollaboratives Forschen« als Methode in der Migrations- und Sozialarbeitswissenschaft im Handlungsfeld Flucht und Migration«, in: *Labor Migration* (Hg.), *Vom Rand ins Zentrum: Perspektiven einer kri-*

- tischen Migrationsforschung, Berliner Blätter 65, Berlin: Panama Verlag, S. 111–129.
- Foucault, Michel (1973): *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1974): *Die Ordnung des Diskurses*, 8. Aufl., München: Hanser.
- Fricker, Miranda (2007): *Epistemic Injustice: Power and the Ethics of Knowing*, Oxford: Oxford University Press.
- Grasswick, Heidi (2017): »Epistemic Injustice in Science«, in: Kidd, Ian James/ Medina, José/Pohlhaus, Gaile Jr. (Hg.), *The Routledge Handbook of Epistemic Injustice*, London: Routledge, S. 313–323.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2018): »The Coloniality of Migration and the »Refugee Crisis«: On the Asylum-Migration Nexus, the Transatlantic White European Settler Colonialism-Migration and Racial Capitalism«, in: *Refuge: Canada's Journal on Refugees* 34(1), S. 16–28.
- Haraway, Donna (1988): »Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective«, in: *Feminist Studies* 14(3), S. 575–599.
- Harrell-Bond, Barbara/Voutira, Eftihia (2007): »In Search of »Invisible« Actors: Barriers to Access in Refugee Research«, in: *Journal of Refugee Studies* 20(2), S. 281–298.
- Hess, Sabine/Tsianos, Vassilis S. (2010): »Ethnographische Grenzregimeanalyse: Eine Methodologie der Autonomie der Migration«, in: Hess, Sabine/Kasperek, Bernd (Hg.), *Grenzregime: Diskurse, Praktiken, Institutionen in Europa*, Hamburg: Assoziation A, S. 243–264.
- Hugman, Richard/Pittaway, Eileen/Bartolomei, Linda (2011): »When »Do No Harm« Is Not Enough: The Ethics of Research with Refugees and Other Vulnerable Groups«, in: *British Journal of Social Work* 41(7), S. 1271–1287.
- Inheteven, Katharina (2014): *Die politische Ordnung des Flüchtlingslagers: Akteure – Macht – Organisation. Eine Ethnographie im Südlichen Afrika*, Bielefeld: transcript.
- Kidd, Ian James/Medina, José/Pohlhaus, Gaile Jr. (Hg.) (2017): *The Routledge Handbook of Epistemic Injustice*, London: Routledge.
- Kothari, Uma (2001): »Participatory Development: Power, Knowledge and Social Control«, in: Cooke, Bill/Kothari, Uma (Hg.), *Participation: the New Tyranny?*, London/New York: Zed Books, S. 139–152.
- Krause, Ulrike (2017): *Researching forced migration: critical reflections on research ethics during fieldwork*, RSC Working Paper Series, Oxford: Oxford Department of International Development, siehe <https://www.rsc>

- .ox.ac.uk/publications/researching-forced-migration-critical-reflections-on-research-ethics-during-fieldwork vom 05.06.2019.
- Mackenzie, Catriona/McDowell, Christopher/Pittaway, Eileen (2007): »Beyond
»do no harm«: The challenge of constructing ethical relationships in
refugee research«, in: *Journal of Refugee Studies* 20(2), S. 299–319.
- Malkki, Liisa H. (1996): »Speechless Emissaries: Refugees, Humanitarianism,
and Dehistoricization«, in: *Cultural Anthropology* 11(3), S. 377–404.
- Mayblin, Lucy/Turner, Joe (2021): *Migration Studies and Colonialism*, Cam-
bridge/Medford: Polity Press.
- McAdam-Otto, Laura/Kaufmann, Margrit E. (2023): »Gemeinsam forschen
und (nicht) schreiben: Herausforderungen beim kollaborativen Arbeiten
im Kontext von Flucht_Migration«, in: Blank, Martina/Nimführ, Sarah
(Hg.), *Writing Together. Kollaboratives Schreiben mit Personen aus dem
Feld*, Bielefeld: transcript, S. 215–235.
- Medina, José (2017): »Varieties of Hermeneutical Injustice«, in: Kidd, Ian
James/Medina, José/Pohlhaus, Gaile Jr. (Hg.), *The Routledge Handbook of
Epistemic Injustice*, London: Routledge, S. 13–26.
- Mignolo, Walter D. (2007): »Delinking: The Rhetoric of modernity, the logic of
coloniality and the grammar of de-coloniality«, in: *Cultural Studies* 21(2-3),
S. 449–514.
- Mignolo, Walter D. (2009): »Epistemic Disobedience, Independent Thought
and Decolonial Freedom«, in: *Theory, Culture & Society* 26(7-8), S. 159–181.
- Mitchell, Bruce/Draper, Dianne (1982): *Relevance and ethics in geography*, Lon-
don: Longman.
- Mountz, Alison/Bonds, Anne/Mansfield, Becky/Jenna, Loyd/Hyndman, Jen-
nifer/Walton-Roberts, Margaret/Basu, Ranu/Whitson, Risa/Hawkins,
Roberta/Hamilton, Trina/Curran, Winifred (2015): »For Slow Scholar-
ship: A Feminist Politics of Resistance through Collective Action in the
Neoliberal University«, in: *ACME: An International E-Journal for Critical
Geographies* 14(4), S. 1235–1259.
- Müller, Martin (2013): »Mittendrin statt nur dabei: Ethnographie als Me-
thodologie in der Humangeographie«, in: *Geographica Helvetica* 67(4),
S. 179–184.
- Nasser-Eddin, Nof/Abu-Assab, Nour (2020): »Decolonial Approaches to
Refugee Migration: Nof Nasser-Eddin and Nour Abu-Assab in Conversa-
tion«, in: *Migration and Society* 3(1), S. 190–202.

- Nimführ, Sarah (2020): *Umkämpftes Recht zu bleiben: Zugehörigkeit, Mobilität und Kontrolle im EUropäischen Abschieberegime*, Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Nimführ, Sarah (2023): »Politiken und Ethiken der Namensgebung in kollaborativen Schreibprojekten. Anonymisierungs- und Pseudonymisierungsverfahren zwischen Schutz und Bevormundung«, in: Blank, Martina/Nimführ, Sarah (Hg.), *Writing Together. Kollaboratives Schreiben mit Personen aus dem Feld*, Bielefeld: transcript, S. 191–214.
- Nimführ, Sarah/Blank, Martina (2023): »Kollaboratives Schreiben mit Personen aus dem Feld: Annäherungen an eine dekoloniale Wissensproduktion«, in: Blank, Martina/Nimführ, Sarah (Hg.), *Writing Together. Kollaboratives Schreiben mit Personen aus dem Feld*, Bielefeld: transcript, S. 9–27.
- Pohlhaus, Gaile Jr./Medina, José/Kidd, Ian James (2017): »Introduction to The Routledge Handbook of Epistemic Injustice«, in: Kidd, Ian James/Medina, José/Pohlhaus, Gaile Jr. (Hg.), *The Routledge Handbook of Epistemic Injustice*, London: Routledge, S. 1–9.
- Quijano, Aníbal (2007): »Coloniality and Modernity/Rationality«, in: *Cultural Studies* 21(2–3), S. 168–178.
- Rajaram, Prem Kumar (2002): »Humanitarianism and Representations of the Refugee«, in: *Journal of Refugee Studies* 15(3), S. 247–264.
- Riaño, Yvonne (2012): »Die Produktion von Wissen als Minga: Ungleiche Arbeitsbeziehungen zwischen Forschenden und ›Beforschten‹ überwinden?«, in: Kaltmeier, Olaf/Corona Berkin, Sarah (Hg.), *Methoden dekolonialisieren: Eine Werkzeugkiste zur Demokratisierung der Sozial- und Kulturwissenschaften*, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 120–144.
- Riaño, Yvonne (2016): »Minga biographic workshops with highly skilled migrant women: enhancing spaces of inclusion«, in: *Qualitative Research* 16(3), S. 267–279.
- Rose, Gillian (1997): »Situating knowledges: positionality, reflexivities and other tactics«, in: *Progress in Human Geography* 21(3), S. 305–320.
- Said, Edward (1979): *Orientalism*, Vintage Books Edition, New York/Toronto: Random House.
- Samaddar, Ranabir (2020): *The Postcolonial Age of Migration*, London/New Delhi: Routledge.
- Sibley, David (1995): *Geographies of Exclusion: Society and Difference in the West*, London: Routledge.
- Sigona, Nando (2014): »The Politics of Refugee Voices: Representations, Narratives, and Memories«, in: Fiddian-Qasmiyeh, Elena/Loescher, Gil/Long,

- Katy/Sigona, Nando (Hg.), *The Oxford Handbook of Refugee and Forced Migration Studies*, Oxford: Oxford University Press, S. 369–382.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1988): »Can The Subaltern Speak?«, in: Nelson, Cary/Grossberg, Lawrence (Hg.), *Marxism and the Interpretation of Culture*, Urbana: University of Illinois Press, S. 271–313.
- Squire, Vicki (2018): »Researching precarious migrations: Qualitative strategies towards a positive transformation of the politics of migration«, in: *The British Journal of Politics and International Relations* 20(2), S. 441–458.
- Stengers, Isabelle (2018): *Another Science is Possible: A Manifesto for Slow Science*, Cambridge/Medford: Polity.
- St. Pierre, Elizabeth Adams (2015): »Writing as Method«, in: Ritzer, George (Hg.), *The Blackwell Encyclopedia of Sociology*, Wiley-Blackwell, Siehe <https://doi.org/10.1002/9781405165518.wbeoswo29.pub2>
- Täubig, Vicki (2009): *Totale Institution Asyl: Empirische Befunde zu alltäglichen Lebensführungen in der organisierten Desintegration*, Weinheim: Juventa.
- The SIGJ2 Writing Collective (2012): »What Can We Do? The Challenge of Being New Academics in Neoliberal Universities«, in: *Antipode* 44(4), S. 1055–1058.
- Vey, Judith (2018): *Leben im Tempohome. Qualitative Studie zur Unterbringungssituation von Flüchtenden in temporären Gemeinschaftsunterkünften in Berlin*, discussion paper, Berlin: Technische Universität Berlin, siehe https://www.tu-berlin.de/fileadmin/f27/PDFs/Discussion_Papers_neu/discussion_paper_Nr._40_18.pdf vom 09.05.2019.
- von Unger, Hella (2018): »Ethische Reflexivität in der Fluchtforschung. Erfahrungen aus einem soziologischen Lehrforschungsprojekt«, in: *Forum: Qualitative Sozialforschung* 19(3), Art. 6.